

Das Netz in der Wüste

Alle Komplexität verdichtet sich in einer einfachen und spannenden Geschichte. Meine spielt in der Wüste Arizonas und handelt von Menschen, die dort ein ungewöhnliches, lebendes Netz geknüpft haben. Anstatt Einleitung erzähle ich sie episodisch, im Wechsel mit meinen wichtigsten Thesen zur Netzlogik, sodass die Leserinnen und Leser einen Überblick gewinnen, wie die Knoten und Stränge von „Web of Life“ angelegt sind.

In der Karawane gibt es deutliche Anzeichen von Kamelwahnsinn. Cecil Parsons, der älteste Scheich von Quartzsite, zwinkert kokett den Haremsdamen zu, die ihn umlagern. Sie kichern: So ist Cecil nunmal, 103 Jahre und kein bißchen leise. Sein Thron rollt weiter, gefolgt von einer Banjo-Band, deren Repertoire während der nächsten Stunden bedenklich zwischen frommen Gospels und zotigen Trinkliedern schwankt. Ihr Groopie Evelyn trägt das graue Haar heute offen und gibt die Parole aus: „Lieber 60 als schwanger!“ Marvin Rambel senior fährt Dreirad; weil ihm über die Jahre die Beinkräfte schwanden, hat er Lassie eingeschrirrt und läßt sich von ihr ziehen, während er mit gewichtiger Miene Freikarten verteilt, „garantiert nirgendwo gültig“, dafür garantiert gratis.

„Camelmania“, Kamelwahn, heißt die Parade. Bürgermeisterin Patty Bergen, erst 50 Jahre alt, deshalb eindeutig zu den „Kids“ zählend, ringt sich im schaukelnden Kamelsattel ein Amtslächeln ab. Oldtimer reihen sich ins Defilee, hai-mäulige Souvenirs einer fernen Rock'n Roll-Jugend. Dahinter knattern die wirbelsäulen-schonend gefederten Geländeflitzer einer Clique aus Oregon, gefolgt von einer Formation Elektrorollstühle, einer Kirche auf Rädern, Veteranen hinter einem Laster mit montiertem Maschinengewehr und zwei Hot Dog-Wagen im Parallelsalom. Eine Cowboylady am Pistenrand, laut T-Shirt-Logo wild entschlossen, das Erbe ihrer Enkel zu verprassen, ruft dem Sheriff von Quartzsite zu: „Hey Mann, kannst du mit deiner Pistole auch aus der Hüfte schießen?“ Keckerndes Lachen. Sie meint nicht den Revolver.

Quartzsite, ein staubiges Kaff in Arizona, nicht weit von der Staatsgrenze zu Kalifornien, mitten in der Wüste. Im Sommer, wenn die Sonne eine Höllenglut entfacht, wohnen hier 2390 Menschen. Im Winter, wenn sich das Klima besänftigt, fallen hier bis zu einer Million Rentner ein. Sie strömen in riesigen Wohnmobilen aus Kanada und dem amerikanischen Norden herbei, um in der Wüste zu überwintern. Sie begründen eine Stadt auf Rädern und auf Zeit. Auftakt der Saison ist „Camelmania“, eine Mischung aus Karneval und Parade, die die Alten als ein Manifest ihrer unbändigen Mobilität und Lebenslust feiern: Seht her, wir sind zurückgekommen, der heiße Winter kann beginnen!

Bei Netzen denken die meisten Leser vermutlich zunächst an Spinnen und Fische, technisch Interessierte vielleicht an Kabel, Server, Stromleitungen oder Bahngleise. Doch Infrastrukturen zeigen nur das Gerüst, das Skelett der Netze, und damit den langweiligeren Part der Geschichte. Viel spannender ist der lebendige Teil der Netze, ihre dynamischen, fast organischen Verknüpfungen, ihre Erfindungen, die durch Vernetzung vieler Menschen entstehen. Netze sind für mich die faszinierendste Organisationsform überhaupt. Sie verhalten sich wie Lebewesen, werden geboren, wachsen heran, gelangen zur Reife, erleben Niedergänge, durchlaufen Wandlungen und Metamorphosen und sind immer für Überraschungen gut. Nachdem ich einige Wochen bei den Snowbirds, den Wintervögeln, verbracht hatte, wurde mir klar: Diese eine Million Rentner haben in dem Freiraum, den ihnen die Wüste eröffnet, ein wunderbar kreatives Netz geknüpft, das keine Statuten, keine Leitzentrale und kein Organisationskomitee braucht: Es organisiert sich selbst.

Die Fähigkeit von Netzen, Ungeordnetes zu ordnen, ohne dass ein „Großer Strippenzieher“ die Fäden in der Hand hat, ist nur eine ihrer geheimnisvollen Fähigkeiten. Sie besitzen eine Reihe weiterer Eigenschaften, die sie den meisten anderen Organisationsformen überlegen macht. Sie lernen schneller, verdauen Fehler leichter, reagieren wendiger, vereinen Vielfältiges besser als hierarchische Systeme. Schließlich besitzen Netze einen unglaublichen Erfindungsreichtum: Allein durch das Muster, in dem sie Knoten und Stränge anordnen, erzeugen sie Neues - das Ganze, so das Credo aller Netzlogik, ist mehr als die Summe seiner

Teile. Von diesem Mehr der Innovation, vom dessen Einfalls- und Variantenreichtum wird die Rede sein, um zu zeigen: Netze sind besser!

Ihre Fitness kommt unter den Härtebedingungen der Wandelwelt, in der wir zu Beginn des 21. Jahrhunderts leben, erst richtig zur Geltung: auf einem schrumpfenden Planeten, dessen Bevölkerungsmilliarden exponentiell wachsen, im Zeitalter der Turbotechnik und explodierenden Megacitys, unter den Vorzeichen eines globalen Markttreibens in Echtzeit, angesichts mal fusionierender, mal sich in tausend Teile aufsplittender Unternehmen. Netze halten diese schnelle, wirbelnde Welt zusammen, sind vielleicht die einzige Form von Organisation, die überhaupt in der Lage ist, inmitten aller Turbulenzen etwas zu schaffen, nach dem wir alle so dringend verlangen: Orientierung, Gemeinschaft, Identität.

Als lebendes Netz bezeichne ich im folgenden jedes System sozialer Beziehungen, das komplex, selbstorganisiert und anpassungsfähig ist. Alle Systeme stehen miteinander in Kontakt und bilden zusammen das „Web of Life“, das Gewebe des Lebens. Dessen Artenvielfalt ist überwältigend. Wenn Sie im folgenden das Wort Netz lesen, denken Sie bitte an Ameisenkolonien, Räuber-Beute-Beziehungen, Bakterienstämmen, Kranichschwärmen, Nahrungsnetzen, Elefantenherden, Parasitismus, Riffgemeinschaften, aber auch an menschliche Netzwerke: Fußballfanclubs, Freundeskreise, spontane Wegesysteme in Dörfern, Selbsthilfegruppen, freie Märkte, Stadtviertel und Nachbarschaften, Netzwerke von Freiberuflern, Aktienbörsen, das Internet. Und eben auch unsere Rentnerkolonie in der Wüste, die jeden Winter das Leben im Unruhestand neu erfindet.

Der Schwarm der RVs, Recreational Vehicels, gruppiert sich im weiten Land links und rechts von der Interstate 10. Manche Wintervögel bevorzugen Abstand und Stille, die meisten finden sich zu lockeren Lagern und festen Wagenburgen. Sie plustern das staubige Kaff Quartzsite zur zweitgrößten Stadt Arizonas auf. Auch die Versorgung rollt auf vier Rädern herbei: Trinkwassertanks, Supermärkte, Frisiersalons, eine Kirche auf vier Rädern. Fliegende Bauten für den Transitmenschen. Wenn sich daheim in Alaska und North Dakota, in British Columbia und Montana die Blätter färben, wenn der Golfplatz schließt und Jagdwege unpassierbar werden, dann spüren die Snowbirds, daß es Zeit wird aufzubrechen. Sie steigen in einfache Camper oder luxuriöse Wohnbusse, um den Herbstnebeln zu entfliehen, die in arthritische Gelenke ziehen; der beißenden Kälte, die Rheuma entfacht; den meterhohen Schneebergen, die gefälligst Jüngere wegschaufeln sollen. Ihr Zug gen Süden gehorcht gleichsam einem uralten Instinkt.

Doch „Der Sonne nach!“ heißt nicht, faul in der Sonne zu sitzen. Carpe diem, ergreife den Tag!, lautet der heimliche Imperativ der aktiven Alten. Verdammt seien die Untätigen! Der 68jährige Bob Johnson werkelt am liebsten an seinem Motorgleitschirm. Er befestigt die Leinen seines Schirms an einer Art rot-plüschigen Sessel mit Rädern, an dessen Rückseite ein Propeller für Vortrieb sorgt. Er legt den Benzinhebel um: bereit zum Abheben! Direkt hinter dem Wohnbus hat er der Wüste eine kurze Startbahn abgerungen. Die Kunden für einen kleinen Rundflug sind Altersgenossen, die sich nicht von dem Formular abschrecken lassen, das ihnen Donna zur Unterschrift vorlegt: „Im Falle eines Absturzes lehnen wir jegliche...“

Bob gibt Gas. Kurz brüllt der Motor auf. Der Schirm bläht sich, bis er senkrecht über dem Piloten steht. Der Plüschsessel rollt schneller. Bob hebt ab. Er fliegt, und er fliegt seinen Traum. 23 Jahre hat er in der Air Force gedient. Als Mechaniker, nicht als Pilot. Leider. Die Augen taugten nicht. Neidisch hat er den schneidigen Kerlen nachgesehen, wie sie mit den Maschinen in den Himmel entwandten, die er ihnen flott gemacht hatte. Bob, der flügellahme Ikarus. Besser sehen kann er heute natürlich nicht. Aber er fliegt. „Mit dem Motorschirm geht es so einfach. Du lernst es in Stunden“, schreit er gegen den Wind. In 500 Metern Höhe fällt alles Schwere ab von ihm. Das ständige Hüsteln, das ihn seit einer Lungenkrankheit quält, das manchmal Geduckte, der schleppende Gang. „Wirklich, es ist sooo einfach“, ruft er. Er fühlt sich frei, endlich, mit fast 70 Jahren, am Himmel über der Wüste.

Bobs Lebensstil ist typisch für die westlichen, entwickelten Gesellschaften zu Beginn des 21. Jahrhunderts: spaßorientiert, mobil, schnell, fragmentiert und voll vernetzt. Sein Alltag ist, genau wie der von Milliarden anderer Menschen, rund um die Uhr in Netze aller Art eingebunden: das System der Freeways und Interstates, die ihm sein nomadisches Umherschweifen ermöglichen; die Versorgungskanäle von Wasser, Strom, und Waren; elektronische Netze wie Internet, E-Mail und Mobilfunk, die er und seine Frau Donna nutzen, um mit Freunden und mit dem sesshaften Teil der Familie Kontakt zu halten; die spontanen Infobörsen der mobilen Rentner, auf denen Klatsch, Tratsch und nützliche Tipps ausgetauscht werden; schließlich das Geflecht der Globalisierung mit seinen verworrenen wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeiten, die dazu führen, dass eine Bankenpleite in Shanghai die Kurse von Bobs Pensionierungsfonds verhagelt. Vollvernetzung als Endlosschleife des postmodernen Lebens.

Immer mehr Menschen stellen sich jedoch die bange Frage: Nehmen uns die Netze gefangen oder machen sie uns frei? Sind wir die Fliege oder die Spinne? Müssen wir die Verbundenheit im „Web of Life“ teuer mit dem Preis schicksalhafter Abhängigkeit bezahlen? Natürlich gibt es Nachteile und Schattenseiten. Wenn sich die Welt in den Netzen auf die Pelle rückt, prallen die unterschiedlichen Interessen von Nord und Süd, Ost und West in aller Härte aufeinander: der „Clash of Civilizations“ (Samuel Huntington) wird zur konkreten Bedrohung. Desweiteren irritiert an Netzstrukturen, dass sie schwer zu steuern sind, voller Überraschungen, immer an der Grenze zum Chaos balancierend. Nichts für besessene Kontrolleure.

Doch offensichtlich überwiegen die Vorteile von Vernetzung, sonst würden wir uns nicht anschließen und einloggen: wir würden draußen bleiben. Ganz bewusst werde ich mich deshalb auf die Chancen und Optionen konzentrieren, die sich einem engagierten Netzwerker eröffnen. Das Buch will Netze nicht nur beschreiben, sondern mit ganz praktischen Konzepten dazu anregen, „Networking“ in der Praxis zu erproben.

Der Mensch als soziales Wesen hat sich zwar immer schon mit seinen Artgenossen vernetzt: in Horden und Clans, Dorfgemeinschaften und Städtebündnissen, Klöstern und Kaufmannschaften, in Staaten und multinationalen Organisationen. Doch erst heute schlägt die große Stunde der Netzwerker. Der Fortschritt gibt uns technische Instrumente in die Hand, nach denen sich, sagen wir, ein Handelsmann der mittelalterlichen Hanse (der bereits ganz Europa bereiste, aber wie mühselig!) die Finger geleckert hätte. Computer, Modems, Datahighway, Videokonferenzen, E-Mails, SMS gehören zum Arsenal des modernen Netzwerkers. Es erlaubt, immer mehr Menschen über immer größere Entfernungen hinweg immer schneller in Netze einzubinden und die Kommunikation zwischen all diesen Knoten aufrecht zu halten. Mithilfe dieses künstlichen Nervensystems sind Gesellschaften, Wirtschaft, Politik und Kultur erstmals in der Lage, die Power der Netze voll auszuspielen.

Doch Technik ist nicht der einzige Schlüssel für erfolgreiche Netzwerker. Eine veränderte Perspektive ist genauso wichtig. Wenn wir etwas Neues erkennen wollen, schrieb der Philosoph Thomas Samuel Kuhn, brauchen wir die richtige Metapher. Das „Netz“ ist so neu und ein wunderbar plastisches Bild, um das Geschehen in Organisationen aller Art zu beschreiben. Natürlich handelt sich nur um ein Modell, um ein Gedankenkonstrukt, denn in der Realität sind die Beziehungssysteme von Lebewesen weder sichtbar noch greifbar. Und dennoch können sie reißen oder halten. Die Netzmetapher dient als Werkzeug, um die Wirklichkeit zu beschreiben, und dessen Tauglichkeit bemisst sich nach zwei Kategorien: Erstens, ob es ein widerspruchsfreies Weltbild zeichnet? Und zweitens, ob es die geeigneten Linsen liefert, durch die wir Phänomene neu sehen und interpretieren können?

Im Buchteil „Die Gesetze der Netze“ werden beide Fragen mit einem deutlichen Ja beantwortet. Bei der Analyse biologischer sowie von kulturellen und technischen Netzen zeigt sich nämlich, dass die Evolution zwar verschwenderisch mit Varianten umgeht, aber sparsam mit Prinzipien. Es gibt nur wenige grundlegende Gesetze, nach denen alle Netze funktionieren, egal wie verschieden sie auf den ersten Blick aussehen. Alle zehn „Gesetze der Netze“ zusammen liefern tatsächlich eine neue Optik, um lebendige soziale Beziehungsgeflechte zu verstehen: die Netzlogik. Sie ist so etwas wie eine Bionik der Netze. Während es in der herkömmlichen Bionik darum geht, dass Biologie die Technik inspiriert, profitiert Netzlogik vom

Erfolg intelligenter Systeme, indem sie deren Funktionsweisen auf Organisation wie Parteien, Verbänden oder Unternehmen überträgt, um sie effizienter zu managen.

Indem Netzlogik lehrt, komplexe Systeme richtig einzuschätzen, und indem sie Überraschungsmomente, spontane Wendungen, chaotische Entwicklungen von vornherein in planerische Überlegungen einbezieht, verabschiedet sie sich von einer mechanistischen Weltansicht, die einige hundert Jahre lang die abendländische Wissenschaft geprägt hat. Chaos anstelle von Kontrolle, Netzwerk statt Uhrwerk - auf diesen Nenner lässt sich eine philosophische Revolution bringen, die nicht im Elfenbeinturm stattfindet, sondern Auswirkungen auf alle Bereiche des Lebens haben wird. Das Netz, diese Prognose wage ich, wird zum Wissenschaftssymbol des 21. Jahrhunderts, zur Matrix und Metapher für Systeme und Organisationen aller Art.

Netzlogik erhält die entscheidenden Impulse von Wissenschaften, die lange Zeit im Schatten der glänzenden Erfolge von Physik und Chemie standen, aber seit einigen Jahrzehnten eine Führungsrolle übernommen haben. Aus Chaostheorie, Kybernetik, Komplexitätsforschung, Künstliche Intelligenz, Systemwissenschaften, Evolutionsbiologie und Hirnforschung stammen einige der spannendsten wissenschaftlichen Erkenntnisse der jüngsten Zeit. Ihnen ist gemeinsam, dass sie das Leben als einen unscharfen komplexen, dynamischen Vorgang interpretieren, der sich einfacher mathematischer Formeln genauso wie einer Kontrolle im Detail entzieht. Netzlogik beschreibt Prozesse, Übergänge, Umbrüche und Aufbrüche, sie kennt eher Fließpunkte als Standpunkte.

„Es ist nie zu spät ist für eine glückliche Kindheit!“ Der Aufkleber prangt am Motorgleitschirm, mit dem Bob Johnson den Berg mit dem großen, weißen „Q“ umkreist, das Wahrzeichen von Quartzsite. Es ist auch nie zu spät für den Kindertraum vom Fliegen. Aus der Wüste blitzt es silbern und beige zu Bob herauf. Von einem Horizont zum anderen verteilen sich die RVs der Überwinterer. Ihre Wagenburgen schützen nicht, wie zu Zeiten des wilderen Westens, gegen Überfälle, sondern gegen Einsamkeit. Bob fühlt sich wie ein Verhaltensforscher, der von oben die Nistgewohnheiten der Wintervögel studiert. Dabei verbindet er elegant das Angenehme mit dem Nützlichen und schlägt mit dem Nebenverdienst, den die Rundflüge einbringen, einige tausend Extrameilen im Jahr heraus. Denn die Johnsons sind moderne Nomaden. Sie wandern im Jahreszyklus, immer auf der Suche nach den besten „Weidegründen“. Der Frühling ist im heimatlichen Texas am schönsten. Wenn es dort zu heiß wird: auf nach Alaska! Im Herbst dient Texas wieder als Zwischenstation, um schließlich in Quartzsite Winterquartier zu nehmen. „Leben könnte ich hier nicht auf Dauer“, meinen Bob und Donna, „aber für ein paar Monate ist es ideal.“ Ihre Migration verbindet die schönsten Plätze mit der jeweils besten Saison. Mobile Rosinenpicker.

Auf ihren Fahrten durch Amerika halten sie per elektronischer Post Kontakt zur Familie und Freunden. Als ein Urenkel kurz nach ihrer Abreise gen Süden zur Welt kam, erhielten sie das erste Babyfoto als E-Mail zugeschickt. Erst mit 63, hat Donna angefangen, sich mit Computern zu befassen. „Meistens spielen wir nur rum.“ Aber, sagt sie, „die in den Büros machen kaum 'was anderes, oder?“ Mit einer digitalen Kamera hält sie Erlebnisse fest, damit sich die Verwandtschaft oder andere Wintervögel ein Bild von den Reisen der Johnsons machen kann.

Dieser unbefangene Umgang mit den neuen Medien ist typisch für die Generation der „jungen Alten“ in Amerika. In ihrer Jugend gab es keine Computer. Als die Rechner eingeführt wurden, waren die meisten von ihnen bereits Senioren und auf dem Absprung aus dem Arbeitsleben. „Doch jetzt haben wir jede Menge Zeit, Neues zu lernen. Wenn du dafür offen bleibst, wirst du hier oben“ - Donna tippt sich an Stirn - „nicht so schnell trübe.“ In Umkehrung des deutschen Sprichwortes ist sie sehr wohl der Meinung, dass Hans lernen kann, was Hänschen nicht lernte. Sie reden sich nicht auf die Gnade der frühen Geburt heraus, um eine etwaige Abstinenz bei neuer Technik zu rechtfertigen. Stattdessen besuchen sie lieber einen Crashkurs, lesen „Computer für Dummies“ und tummeln sich in den Mediennetzen.

Diese Alten sind anders. Sie gleichen so gar nicht dem Bild vom deutschen Rentner, dessen Perspektive für die letzten 20 Lebensjahre nicht selten entweder fürsorgliche Entmündigung oder schnöde Vernachlässigung kennt. Gegenüber einer reinen „Das-Ende-abwarten-und-Tee-trinken“-Haltung wirkt diese Gier nach Neuem, die Lust am Lernen, die Freude an Vernetzung erfrischend anarchisch. Gleichzeitig trägt der Aktivismus der Überwinterer geradezu zwanghafte Züge, das flott zugerufene „Have fun!“ als Tagesprogramm. In ihren Augen ist jeder, der sich nicht bewegt, bereits tot. Oder auf dem besten Wege dahin.

Die kleinen Fluchten im Camper wachsen sich in den USA zum Massenexodus aus: Nach Schätzungen sind mehr als zwölf Millionen Amerikaner ständig auf den Strassen unterwegs, die meisten davon im Rentenalter. Genaue Zahlen kennt niemand. Die neuen Nomaden entziehen sich. Der Statistik, der Steuerbehörde, der Beobachtung durch Nachbarn oder der rigiden Moral einer pruden Kirchengemeinde. Für die Politik sind die mobilen Massen schwer kalkulierbar. Welcher Region soll man Sommerfrischler und Wintervögel zurechnen, die sich halb im Untergrund bewegen? Welcher Zensus soll sie erfassen? Die Alten wollen sich, für viele zum ersten Mal in ihrer Biographie, nicht mehr einplanen lassen. Orte wie Quartzsite nutzen sie als Labor, um mit alternativen Lebensstilen zu experimentieren.

Die Wintervögel von Arizona haben einen enormen Nachholbedarf in Sachen Mobilität und Freiheit. Ihre Generation ist in der „alten Welt“ aufgewachsen, die ein Kalter Krieg grob in zwei Blöcke geteilt hatte, auf einem Globus der ideologischen Gräben, Eisernen Vorhänge und geschlossenen Grenzen. Märkte hatten regionale bis nationale Reichweite, Menschen wurden meist in der gleichen Stadt begraben, an denen auch ihre Wiege gestanden hatte, die Fremden lebten in der Fremde und seine Freunde hatte man in der Nähe. Völlig anders dagegen der Lebensstil und Horizont ihrer Enkelinnen und Enkel: Die nach 1970 Geborenen wuchsen in eine Welt hinein, die immer mehr Schlagbäume abschafft, in der das Internet globale Kommunikation zu Spottpreisen ermöglicht, in der eine globalisierte Wirtschaft 24 Stunden am Tag Milliarden Dollar durch die Netze von Börsen und Banken pumpt. Die Generation der Globos betritt die Bühne. Ihre Mentalität ist gekennzeichnet von hoher Mobilität und Flexibilität, von einem vollvernetzten Lebensstil, sie denken in einem Koordinatensystem, das sich auf den Planet Erde als Ganzes bezieht. Globales Bewusstsein als Massenphänomen - das ist historisch gesehen ein absolutes Novum (s. „Die Globos kommen“)

Wir stehen am vorläufigen Höhepunkt einer 5000 Jahre währenden Zivilisationsgeschichte, die sich erzählen läßt als die Evolution der verschiedensten Netze, die von Menschen geknüpft wurden, die expandierten, bis die den ganzen Globus umspannten, die zunehmend verdichtet wurden, indem man neue Knoten anband und Lücken schloss, und deren Nutzung immer dann intensiviert wurde, wenn es der technische Fortschritt erlaubte. 5000 Jahre Netzverdichtung haben allen Kontinenten ihren Stempel aufgedrückt und unser Bild vom Blauen Planeten radikal verändert. Die immer enger gezogenen Mobilitäts- und Kommunikationsnetze ließen den Raum implodieren und riefen die globale Echtzeit aus. Chronografie triumphiert über Geografie (siehe „Liebling, ich habe die Erde geschrumpft“).

Als Folge der Netzverdichtung erhalten immer mehr Menschen freien Zugang zu Informationen, Kommunikation, Fortbewegung, Märkten. Zugang bedeutet einen Zuwachs an Lebenschancen. Und er ermöglicht die Teilhabe an demokratischen Entscheidungen. Hochvernetzte Gesellschaften sind weit weniger anfällig für totalitäre Entgleisungen wie Zensur oder Versammlungsverbot als isolierte, nichtvernetzte Nationen. Länder wie Afghanistan und Nordkorea, um nur die besonders abschreckenden Beispiele zu nennen, beschränken die Reisefreiheit ihrer Untertanen und halten sie in Informationsquarantäne, um sie, ungestört von außen, besser manipulieren zu können (siehe „Die Freiheit der Vernetzten“).

Dritte Welt-Gruppen, Umweltbewegte und Gewerkschafter engagieren sich immer öfter über Staatsgrenzen hinweg für globale Anliegen. Sie schließen sich in internationalen Netzwerken zusammen, um Menschenrechte sowie soziale und ökologische Mindeststandards durchzusetzen. Das Projekt Globalisierung wollen

sie keinesfalls Firmenbossen und Finanzjongleuren allein überlassen, die mit dem Ziel, einen weltweit homogenen Markt zu schaffen, der Politik weit voraus geeilt sind und mitunter mächtiger als die Nationalstaaten agieren. In jüngster Zeit beweist die Zivilgesellschaft, dass sie durchaus die nötigen Kräfte mobilisieren kann, um der rein profitorientierten Globalisierung Zügel anzulegen und eine soziale Globalwirtschaft zu schaffen (siehe „Globalisierung: Bereit für die dritte Welle“).

Nicht nur die New Economy setzt auf die Power der Netze. Zunehmend bauen auch die Unternehmen der Alten Wirtschaft ihre Strukturen um. Sie integrieren Lieferanten, externe Mitarbeiter, Kunden und gesellschaftliches Umfeld in Netzwerke, die herkömmliche Grenzen einreißen und weit in die Märkte hinaus wuchern. Das birgt auch Risiken: Wer sich öffnet, macht sich angreifbar. Und das eröffnet neue Horizonte: Immer mehr Firmen gehen strategische Partnerschaften ein, in denen sich die Stärken nicht nur addieren, sondern multiplizieren. Netze statt Pyramiden: Das heißt weniger Hierarchie, weniger Kontrolle, mehr Selbstorganisation und kreatives Chaos. Einige Unternehmensallianzen kopieren das biologische System der Symbiose - und müssen acht geben, dass nicht der eine als Parasit den anderen übervorteilt (siehe „Das Win-Win der Netze“).

Vernetzung ist kein Wert an sich, sondern ein effizientes Instrument, das sich, wie jedes Werkzeug in der Hand von Menschen, genauso zu Wohl wie zu Wehe einsetzen lässt. So findet sich unter den begabtesten Strippenziehern unserer Zeit auch eine Figur wie Osama bin Laden und sein Terrornetz „Al Quaida“. Islamistische Terroristen nutzen sämtliche modernen Netze, von Internet über Kreditkarten und Handys bis zu Flugreisen, um Anschläge vorzubereiten, die eben diese Netze als „Teufelswerke des Westens“ zerstören sollen. Gefahr droht aber nicht nur von dort. Durch gezielte Attentate auf Hauptknoten versuchen Extremisten und Saboteure aller Schattierungen, ganze Gesellschaften lahm zu legen. Als wirksame Abwehrmaßnahme empfiehlt die Netzlogik, lebenswichtige Infrastrukturen „fehlerfreundlich“ auszulegen: die Abkehr von Zentren und Zusammenballungen, der Übergang zu verteilten, schwarmartigen Systemen, die weniger leicht verwundbar sind (siehe „@-Bomben und andere Attacken“).

Im Netz von Quartzsite entfalten die Rentner Aktivitäten, die ihre eigenen Enkel, je nach Typ, in Entsetzen oder in Entzücken versetzen. Das schlimmste: Sie verhalten sich unberechenbar. Gwenn zum Beispiel ist 69, als sie sich in den 72jährigen Jerry verliebt. Beide stammen aus Washington State. Sie begegnen sich in einem Restaurant. Erst fliegen Blicke hin und her, dann Scherze, dann eine Aufforderung zum Tanz. Jerry ist groß und schlank, hat eine sonore Stimme und den richtigen Hüftschwung. Gegen ihn wirkt Gwenn zerbrechlich, aber ihr herzliches Lächeln kündigt von großer innerer Kraft.

Jerry und Gwenn entdecken ihre Frühlingsgefühle kurz vor dem Winter. Sie begegnen sich in einem Restaurant, tanzen, flirten. Ein Paar sind sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Früher, als ihr Mann noch lebte, hat Gwenn immer im Oktober das Haus abgeschlossen und ist mit ihm nach Quartzsite gefahren. Jetzt hätte sie gute Gründe, daheim zu bleiben: Dort wäre Jerry, und sie müsste nicht allein auf eine weite Reise gehen. Dennoch bricht sie mit ihrem kleinen Camper auf: „Was sollte ich dort im Norden machen: auf besseres Wetter warten?“

Kaum angekommen in Arizona, meldet sich Jerry. Von Telefonat zu Telefonat wächst die Sehnsucht. Bis sich Jerry entschließt: Ich fahre ihr hinterher. Vor drei Wochen ist er angekommen. Seither haben sie jede Stunde zusammen verbracht. In Gwenns Camper ist es eng. Man kann nicht aneinander vorbei, ohne sich zu berühren.

„Sorry“, sagt Jerry.

„Mach das nicht noch mal - das fühlt sich so gut an“, sagt Gwenn.

Nach drei Wochen beschließen die beiden zu heiraten. Geht das nicht ein bißchen schnell? „Morgen früh“, sagt Jerry, „ist manchmal nicht früh genug.“ Beide fühlen sich nicht mehr in dem Alter, wichtige

Dinge auf später zu verschieben. Wie oft er schon verheiratet war? Vier Ehen gibt Jerry zu, über den Rest schweigt er. „Du bist verrückt“, sagt Gwenn und streichelt seine blaueädderten Hände, „wie konnte ich nur einen Verrückten heiraten?“ Ihre Augen strahlen.

Den Umständen angemessen traut sie ein Wanderpfarrer. Die Trauzeugen: Freunde und Angehörige ihrer „Winterfamilie“. Die Kirche: das Clubhaus des Caravanparks Desert Gardens. Die Ringe: Minutenlang in einer Tasche von Jerrys Jeans verschwunden.

Mit zittrigen Fingern streift Gwenn, deren Schulterbruch gerade verheilt, Jerry den Trauring über. Am Telefon informieren sie jeweils ihre Kinder. „Erst waren sie geschockt“, sagt Jerry, „dann haben sie gesagt: Wir gönnen dir dein Glück. Und dann kamen die Frotzeleien: Dass du Gwenn nicht schwängerst! Das schickt sich nicht, in eurem Alter.“

Netz verkleinern die Welt. Komplexitätsforscher nennen diesen Effekt das „Small World“-Phänomen, für das sie sogar exakte mathematische Formeln parat haben. Ihren Berechnungen nach ist eine Website im Internet von einer beliebigen anderen nur maximal 19 Klicks weit entfernt. Das Phänomen tritt auch in menschlichen Beziehungsnetzen auf: Jeder Erdenbürger ist, laut den „Six Degrees of Separation“, mit jedem anderen über höchstens sechs Bekannte verbunden. Das ließ dem Wochenblatt „Die Zeit“ keine Ruhe, und tatsächlich gelang die Probe auf's Exempel: Ein Berliner Imbissbudenbesitzer wurde in sechs Schritten mit Hollywoodstar Marlon Brando kurz geschlossen (siehe „Netze verkleinern Welten“). Jeder mit jedem, alles mit allem verbunden - heute kann die Wissenschaft beweisen, was wir immer schon geahnt haben. Bei esoterisch veranlagten Baumumarmern, Walküssern und Seelenwanderern weckt das sogleich die Hoffnung, das explosionsartig wachsende und sich verdichtende „Web of Life“ verheiße ein neues Utopia: Vernetzung als Erfüllung unserer ewigen Sehnsucht nach Kontakt und Nähe, als Sinnstiftung, als Existenzbegründung: „Ich bin vernetzt, also bin ich.“

Dabei darf man jedoch nicht vergessen, dass in den globalen Beziehungsnetzen nicht eitel Völkerfreundschaft herrscht. Auch Mafiakiller und Kinderschänder, Diktatoren und Drogenhändler sind nur einen Klick, ein Bahnticket, einen Linienflug weit entfernt. Auch mit ihnen sind wir verbunden, auch ihr verborgenes Treiben greift, über tausendfache Kettenreaktionen, täglich in unser Leben ein. Das erklärt die unterschwellige Skepsis, mit der viele Zeitgenossen die zunehmende Abhängigkeit von den Netzen sehen. Sie befürchten den Kontrollverlust über ihr Handeln, haben Angst vor der wachsenden Komplexität, vor Informationsüberflutung und einer Zivilisation, die eine „Zuvielisation“ zu werden droht. Überforderungsgefühle allerorten.

Der Punkt ist: Wir haben keine Wahl. Nichts spricht dafür, dass sich der bis heute ungebrochene Megatrend der Geschichte, die Tendenz zur Netzverdichtung, in naher Zukunft umkehren wird. Keiner kann das Internet ausschalten oder gar abschaffen, niemand wird die Globalisierung zurückdrehen. Es bleibt uns eine einzige Option: die Chancen von Vernetzung zu ergreifen und gleichzeitig Rahmenbedingungen zu schaffen, die dem „Web of Life“ ein menschliches Gesicht, menschenfreundliche Züge, eine menschliche Stimme verleihen.

Das Projekt läuft bereits. Die wenigsten wissen davon, obwohl sie daran mitarbeiten. Es handelt sich um ein Menschheitsabenteuer, gigantischer als der Pyramidenbau, riskanter als die Mondlandung, ehrgeiziger als die Erbgut-Entschlüsselung. Die Projektbeschreibung lautet: Schaffung einer kollektiven, globalen Intelligenz, Kreation des komplexesten Gebildes im ganzen Universum (siehe „Global brain: Die Evolution geht weiter“). Das Globale Gehirn soll alles Wissen der Menschheit und der Computerheit in sich vereinen und eine Art planetarisches Nervensystem bilden. Es darf spekuliert werden: Wird dieses Hybridwesen aus Mensch und Maschine lediglich eine Prothese bleiben, eine Erweiterung unserer geistigen Fähigkeiten durch ein riesiges externes Gedächtnis? Oder wird es eines Tages ein Bewusstsein und so etwas wie eine „Seele“ erlangen?

Sicher ist nur, dass die Vernetzung während der nächsten 100 Jahren auf allen Gebieten exponentiell wachsen wird. Das Internet wird biologisch optimierte Schnittstellen bekommen, um Köpfe und Computer noch direkter zu verkoppeln. Prozessoren und Transponder werden kleiner, tragbarer und dadurch mobiler. Das Ziel der Entwicklungen, die derzeit in Software-Labors und Halbleiter-Schmieden fieberhaft vorangetrieben werden, ist das Evernet, seine Vision: immer und überall online sein. Sind die Datennetze eines Tages omnipräsent, werden sie eine ähnliche Entwicklung durchmachen wie der elektrische Strom: Gerade weil er praktisch überall verfügbar ist, verschwindet er aus unserem Gesichtsfeld. Das Evernet wird unsichtbar sein, Hauptsache, es funktioniert.

Die Netze sind hungrig. Hungrig nach Verbindung, nach weitere Anschlüssen, nach Ausdehnung. Konnektivismus, die Tendenz zur Verknüpfung, entfaltet ein munteres Eigenleben. Das Internet verbündet sich mit dem Auto. Datenpakete pulsieren durch Stromleitungen. Mobilitätsketten verbinden Flugzeug, Zug und Fahrrad lückenlos. Das Telefon verwandelt sich bei Bedarf in einen Navigator, der uns durch fremde Städte lotst. Die Hüftoperation in München wird von einem Chirurgen in Boston durchgeführt: per Joystick, Datenleitung und Robodoc. Im vernetzten Haus spricht die elektronische Tapete mit dem Kühlschrank und die Waschmaschine mit der Zentralheizung, Geraune der Geräte, und wir bekommen mal wieder nichts mit.

Die letzte und vermutlich heikelste Domäne der fortschreitenden Vernetzung ist der menschliche Körper. Lehnen Sie humanoide Roboter ab? Fordern Sie ein Verbot von „Cyber-Organisms“, künstlich-biologischen Mischwesen? Zu spät, verehrtes Publikum, denn die Cyborgs sind längst unter uns. Die Aktion „Kopieren & Ersetzen“ begann mit der Einpflanzung des ersten Herzschrittmachers; man stelle sich vor: unser Zentralorgan, pulsierend im Rhythmus der Maschine! Dann folgten die Implantationen von Chips ins Ohr, zehntausendfach und segensreich für Hörgeschädigte. Die Technik wird biologischer und die Biologie technischer. Diese Entwicklung soll irgendwann dazu führen, menschliche Hirne und Elektronengehirne ohne Umwege zusammen zu stöpseln. Körpereigenes Intranet plus Internet, das klingt nach Science Fiction, aber für nicht wenige Wissenschaftler ist dies der logische Fluchtpunkt jeglicher Netz-Vernetzung. Hinter den futuristischen Cyborg-Visionen verbirgt sich nichts anderes als der uralte Traum vom ewigen Leben. Doch jeder Schritt zu seiner Verwirklichung werden wir begleiten müssen mit einer intensiven bio-ethischen Diskussion (siehe „Wie es vermutlich weiter geht“)

In Quartzsite beginnen viele der Alten ein zweites oder drittes Leben. Die Wüste bietet ideale Balzplätze für Wintervögel. In Arizona können Heiratswillige von heute auf morgen das Aufgebot bestellen. Nicht wenige Silber-Singles kommen hierher, um wieder einen Partner zu finden. Für den Rest des Rentnerlebens. Oder für eine Liebschaft auf Zeit. Mancher hält drei gemeinsame Monate in Quartzsite für genau das richtige Quantum Nähe pro Jahr. Mit dem Standort des Campers im nächsten Jahr werden die Karten dann neu gemischt. Schon längst ist die Ehe nicht mehr der Normalfall. Ausgerechnet das staatliche Recht sorgt im pruden Amerika für eine Lockerung der Sitten. Viele Paare leben ohne Trauschein, weil sonst einer von ihnen den Rentenanspruch verlieren würde. Ihre Lebenserfahrung tut ein Übriges. Sie haben Wirtschaftskrisen und Weltkriege überlebt, haben Scheidungen und diverse Krankheiten überstanden, das verleiht ihnen die Lässigkeit, Konventionen in die Wüste zu schicken.

Der Satz eines Truckers, der am Funkgerät vor dem Massenauftrieb warnte, „passt auf, da ist gerade Brunftzeit für Senioren“, wurde in Quartzsite zum geflügelten Wort, das beim abendlichen Square Dance die Runde macht. Getanzt wird, fordert ein Schild an der Wand, „auf eigene Gefahr“. Damenwahl! Die Männer lachen sich eins, wohl wissend, dass sie attraktiv, weil unterzählig sind. Wer sich anstellig übers Parkett bewege, raunt eine Dame mit Cowgirl-Hut, „kann fast jede haben“. Sicher ist, dass es nicht beim Geplänkel während des Slow Fox bleibt. Über das Ausmaß des Brunftgebarens jedoch kursieren, wie immer, mehr Legenden als seriöse Berichte. Jedenfalls gilt unter Campern die Regel: „If the riggs are rocking/better don't come knocking“ - es ist besser, nicht zu stören/ wenn Sie den Camper schaukeln hören.

Die Wintervögel folgen eigenen Regeln, besonderen Routen. Quartzsite ist zwar ihr Hauptquartier. Aber auch dort hält es sie nicht lange. Alle paar Tage schwärmen sie aus. Nach Nevada zum Glücksspiel;

nach Kalifornien, um Obst in großen Kisten einzukaufen. Oder nach Mexiko, nur eine Autostunde entfernt, weil dort die Gesundheit so billig ist. Hüftgelenke, Herzpillen und Zahnkronen kosten nur ein Drittel der US-Preise. Die meisten Überwinterer müssen mit knapper Rente haushalten.

Das unstete Leben auf Rädern und auf engstem Raum schweißt die Paare zusammen. Jeden Tag neues Terrain, auf dem sich das Team bewähren muss, das ist ein gutes Bindemittel. Viele Partnerschaften wirken intakt und quicklebendig. Wie rar ist das Bild von alten Menschen, die händchenhaltend über die Strasse gehen, die innehalten, einander lange in die Augen schauen und sich danach verliebt küssen. Gerade so, wie wir unsere Eltern nie zu träumen wagten.

Roberta Adams, 66, nutzt den Freiraum, den das leere Land bietet, für einen neuen Anfang. Früher managte sie in leitender Stellung mehrere Grosshandelsfirmen; Namen nennt sie keine, denn es gehört unter den Campern zum guten Ton, das vorige Leben mitsamt dem erreichten Status auszublenden. Alle sind Reisende, vieler Bindungen ledig, losgelöst, Gleiche unter Gleichen, das macht sie, einmal mehr, den traditionellen Nomaden und deren egalitären Clans so ähnlich. Mit dem gleichen Eifer, mit dem Roberta früher Warenströme lenkte, managt sie heute das Lagerleben einer vor Umtriebigkeit vibrierenden Wagenburg.

Treffpunkt ist unter dem aufgepflanzten Sternenbanner und dem geschnitzten Schild „Retirement Cove“. Operation Rentnerbucht, und jedes Jahr kommen mehr. Die Edwards aus Oregon, Giffords aus Utah, Shorts aus Idaho. Aus allen Staaten, aber eigentlich staatenlos. Den Sommer über hält Roberta sie mit E-Mails und Glückwunschkarten auf dem Laufenden.

Gerade druckt sie Schilder aus: Mittwoch, drei Uhr, Musik & Kuchen, bringt selber 'was mit! Sie hängt die Blätter weit sichtbar an Kakteen. Öffentlichkeitsarbeit muss sein. Tatsächlich füllt sich kurz vor drei das Rund. Kunstrasen grünt gegen den Staub. Klappische, -stühle, -regale möblieren ambulant. Roberta hat zwar Vorschläge gemacht, wer was beisteuern könnte. Aber zur Selbstorganisation gehört ein Quantum Chaos. Da kann es, wie heute, passieren, dass sieben Sorten Kekse auflaufen, aber niemand an Zitronenkuchen gedacht hat. Spontan formiert sich eine „Task Force Lemon Pie“, die als Backzutat eine Kiste Zitronen verflüssigt. Jemand aus der Runde öffnet seine Wagentoilette für alle. Flugs wandelt sich die Rentnerbucht zur Altentagesstätte. Allein, die Sozialarbeiter fehlen. Keiner vermisst sie.

Networking, wie es Roberta Adams betreibt, ist das Kunsthandwerk der Zukunft. In einer hochvernetzten Gesellschaft wird jeder einen heimlichen Zweitjob haben: Work the network, pflege das Netzwerk! Der Imperativ gilt für die Familie, Vereine, Firmen, Nachbarschaften, Initiativen, Gesprächskreise. Einige Menschen besitzen ein angeborenes Talent, soziale Beziehungen zu managen, andere tun sich schwer damit. Die gute Nachricht lautet: Man kann es lernen! Voraussetzung dazu ist, die „Gesetze der Netze“ zu verstehen und sich Netzlogik anzueignen, die Belohnung besteht in intakten sozialen Beziehungen und in beruflichen Erfolgen. Menschen, die ein weit reichendes Geflecht sozialer Beziehungen pflegen, so haben Studien herausgefunden, machen schneller Karriere, erringen besser bezahlte Positionen und erfreuen sich körperlich und seelisch einer besseren Gesundheit als Menschen ohne stützendes Netzwerk im Hintergrund. Es ist eben nicht so, wie die klassische Managementlehre behauptet, dass getreu dem Motto „Survival of the fittest“ derjenige ganz nach oben kommt, der im Alleingang operiert und potentielle Konkurrenten brutal ausschaltet. In Wirklichkeit sind Kooperation und Koevolution auf längere Sicht die weit effizienteren Strategien. Kein Wunder, dass „Networking“ unter Managern, Politikern, Aktivisten Planern und Freiberuflern immer mehr an Bedeutung gewinnt.

Netze haben kein Zentrum, sondern Tausende: Jeder Knoten ist die Mitte, wenn er Mitte sein will. Denn grundsätzlich steht jedem von uns frei, zu einem aktiven Knoten zu werden, an dem die Fäden zusammenlaufen und von dem belebende Impulse ausgehen. Aber wie betätigt man sich als erfolgreicher Netzwerker? Wie knüpfe ich Netze intelligent und elegant zugleich? In der Praxis, ob in Beruf oder privatem Engagement, fühlen sich viele Menschen überfordert, die Irrungen und Wirrungen des vernetzten Lebens in den Griff zu

bekommen. Und sie wissen: So komplex die Dinge heute sein mögen - morgen werden sie noch komplexer sein!

Basierend auf den Erkenntnissen der Netzlogik finden Sie im Buchteil „Vom Nutzen der Netze“ einen Katalog von Ideen und Inspirationen für die Praxis: Wie konstruiert man Netze so, dass sie Fehler abfedern? Wie Sorge ich für zunehmende Erträge und Wachstum? Wo liegt das richtige Gleichgewicht zwischen Chaos und Ordnung? Welche Technik hilft mir bei der Informationssuche, welche Filter muss ich einschalten, um nicht in der Datenflut zu versinken? Wie erzeugt man Komplexität, die auch funktioniert? Wer eignet sich als Partner für eine Symbiose? Wie schmiedet man ungewöhnliche Allianzen?

Abends glimmt mit dem Lagerfeuer der Mythos vom Wilden Westen wieder auf. Männer in Jeans und karierten Hemden, Frauen in Cowboystiefeln, „Go West“-Pioniere im Schutz der Wagenburg. William bedankt sich mit einer Riesentüte Orangen bei Bert (ehemals Mechaniker), dass er ihm die Klimaanlage repariert hat. Elaine (ehemals Lehrerin) kündigt einen kostenlosen Spanischkurs an. Marty (ehemals Friseur) bietet an, am nächsten Tag mit seinem rollenden Barber Shop vorbeizukommen und erbittet einen Gratisflug von Bob Johnson (ehemals Air Force). Das Lagerfeuer dient als Umschlagplatz, Dienstleistungen werden in Naturalien verrechnet - der Markt reguliert sich selbst.

Vor allem aber werden Geschichten gehandelt. Nomaden schreiben nicht, Nomaden erzählen. Sie erzählen von dem Geiger, dem nach einem Unfall drei Finger amputiert werden mussten; er steckte sich künstliche Fingerglieder an, um weiterhin keine Jam Session zu verpassen. Und auf La Posa West soll es Digger geben, die Nudismus praktizieren, „beim Goldwaschen baumelt denen unten der Goldfinger rum“. Und einer, den keiner in der Runde kennt, hat neben seinem Caravan ein Zelt aufgestellt, drinnen wuchert's grün und exotisch, und er lässt niemanden hineinsehen, das kannst du in der Pfeife rauchen. Und die Chinesen wollen Arizona kaufen, „aber die Kanadier wollen nicht verkaufen.“ Gut müssen die Geschichten sein, nicht unbedingt wahr.

Das Nachtleben beginnt. Ein Leuchtzeichen in Kirchturmhöhe, das große gelbe M, weist den Weg. In einem der wenigen Steinhäuser von Quartzsite, der Stadt auf Rädern, sammeln sich die Wintervögel. Da sitzt Bruce, der Cowboypoet, der Oden an eine Harley Davidson schreibt. Der 72jährige Vance rollt herein; hinten an seinem Elektromobil hat er einen Tank aufgesattelt, denn nach zwei Herzinfarkten brauchen seine Lungen eine Extraportion Sauerstoff. Gordon lungert rum, an seinem Hut als Markenzeichen einen grünen Frosch, den er sich, wie er auf Nachfragen gern verrät, auch auf den Penis tätowieren ließ. Lou Everette, die 71jährig immer noch geschickt mit der Pump Gun umgeht, „natürlich nur zur Verteidigung“, nippt am Kaffee.

Die Wüste schluckt sie tagsüber, abends spuckt sie alle aus: Steinesammler und Sternengucker, Off-Roader und Trockenschwimmer, frühverrentete Manager und spätberufene Missionare, Chorsänger und einsame Schweiger, Wüstenwanderer und Kettensägen-Künstler, ertappte Sünder und Heilige der letzten Tage. Und die Musiker. Jerry klopft seine Mundharmonika aus, während Gwenn anderen hilft, Violinen-, Gitarren- und Akkordeonkästen auszupacken. Notenbücher finden Platz zwischen den Pappbechern mit dem großen gelben M. Dann, stumm verabredet, ein Ritual ohne Routine, denn jeden Abend besetzt sich das Orchester neu, fallen sie ein in den Rhythmus der Wüste, der ein Slow Waltz ist, ein behutsamer, ein lustiger, übertönen den Verkaufsrummel nebenan, wo es Hamburger in der Junior-Tüte gibt, die aber nie verlangt wird.

Zeitvergessen lauschen die Alten der Musik. Wie jeden Abend trotzen sie dem Weltkonzern mit dem großen gelben M ein Stück seines Territoriums ab, drosseln das Tempo von Fast Food auf Slow Motion, wandeln die Hamburger-Filiale in eine Musikbühne um. Sie haben es geschafft: Ihre schiere Masse verleiht den Alten Macht. Sie feiern „Slim“ Williams, dem nur sein Hörgerät verrät, was er da fidedelt, aber dessen 88jährige Finger flink die Saiten greifen, Slim Jim, der leise lächelnd den Applaus empfängt, dafür ist er von weither angereist, und dafür spielt er immer weiter, halbe Nächte und einen heißen Winter lang.